

GELD,

DIE WAHRE GESCHICHTE

Über den blinden Fleck
des Kapitalismus

von

Felix Martini

Felix Martin

Geld, die wahre Geschichte

Felix Martin

Geld, die wahre Geschichte

Über den blinden Fleck des Kapitalismus

Aus dem Englischen von
Thorsten Schmidt

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Money*.
The Unauthorized Biography bei The Bodley Head, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2013 Failu Ltd.

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Matthias Michel

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04592-8

www.dva.de

Für Kristina

Inhalt

1	Was ist Geld?	9
2	Das Maß des Geldes	47
3	Die ägäische Erfindung des ökonomischen Wertbegriffs	71
4	Finanzhoheit und monetäre Rebellion	92
5	Die Geburt des Geldkapitals	111
6	Die Naturgeschichte des Kraken	129
7	Die Große Monetäre Übereinkunft	145
8	Die ökonomischen Folgen des Mr. Locke	162
9	Geld hinter den Spiegeln	182
10	Strategien der Skeptiker	199
11	Strukturelle Lösungen	219
12	<i>Hamlet</i> ohne den Prinzen: Wie den Wirtschaftswissenschaften das Geld abhandenkam ...	245
13	... und warum das ein Problem ist	272
14	Wie man Heuschrecken in Bienen verwandelt	295
15	Die kühnsten Maßnahmen sind die sichersten	322
16	Geld ernst nehmen	342
	Dank	367
	Anmerkungen	369
	Bibliografie	407
	Abbildungsnachweis	420
	Personen- und Sachregister	421

1 Was ist Geld?

**Jeder – außer einem Ökonomen – weiß,
was man unter »Geld« versteht, und sogar
ein Ökonom kann das Wesen des Geldes
in einem Kapitel oder so beschreiben ...**

A. H. Quiggin, *A Survey of Primitive Money:
The Beginnings of Currency*, S. 1

Die Insel des Steingeldes

Die Pazifikinsel Yap war zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer der entlegensten und unzugänglichsten von Menschen bewohnten Orte der Erde. Yap, ein idyllisches, subtropisches Paradies, das in einen kleinen, nach der Hauptinsel Yap benannten Archipel neun Grad nördlich des Äquators eingebettet ist, der über 400 Kilometer von Palau, der nächstgelegenen Nachbarinsel, entfernt liegt, hatte bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein praktisch keinerlei Kontakt mit der Welt jenseits Mikronesiens. Zwar war es im Jahr 1731 zu einer kurzen Begegnung mit der westlichen Zivilisation gekommen, als eine Gruppe unerschrockener katholischer Missionare auf Yap eine kleine Niederlassung errichtete. Doch als ihr Versorgungsschiff im folgenden Jahr zurückkehrte, entdeckte dessen Besatzung, dass sich die linden, von dichten Palmwäldern überzogenen Inseln als kein fruchtbarer Boden für das Evangelium erwiesen hatten. Die gesamte Mission war einige Monate zuvor von einheimischen Medizinmännern, die über die Konkurrenz erzürnt waren, die ihnen in der Frohen Botschaft erwuchs, niedergemetzelt worden. So blieb Yap weitere

ein hundredvierzig Jahre sich selbst überlassen. Erst 1869 wurde von dem deutschen Seehandelshaus *J. C. Godeffroy und Sohn* auf dem Yap-Archipel die erste europäische Handelsniederlassung gegründet. Nach einigen Jahren, in denen Godeffroy nicht nur einer standrechtlichen Exekution nach dem Beispiel der Missionare entging, sondern auch glänzende Geschäfte machte, wurden die Spanier auf Yap aufmerksam. Aufgrund ihrer kolonialen Besitzungen auf den nur 1300 Kilometer westlich gelegenen Philippinen hielten sie sich für die natürlichen Oberherren dieses Teils von Mikronesien. Die Spanier erhoben Anspruch auf die Inseln und glaubten, sie hätten vollendete Tatsachen geschaffen, als sie im Sommer 1885 einen Gouverneur auf Yap einsetzten. Allerdings unterschätzten sie die Beharrlichkeit Deutschlands und seines Kanzlers Bismarck in außenpolitischen Angelegenheiten. Keine Insel war so klein oder so abgelegen, dass sie der Aufmerksamkeit des Auswärtigen Amtes unwürdig gewesen wäre, sofern sie einen potenziellen Machtzuwachs für das Deutsche Reich bedeutete. Es kam zu einem internationalen Streit darüber, welches Land rechtmäßige territoriale Ansprüche auf Yap erheben konnte. Schließlich wurde die Frage – was angesichts der historischen Ereignisse auf der Insel ein wenig seltsam anmuten mag – dem Papst zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorgelegt. Er sprach Spanien die territoriale Hoheitsgewalt über Yap zu, Deutschland dagegen uneingeschränkte Handelsrechte. Aber der Eiserne Kanzler lachte zuletzt. Denn fünfzehn Jahre später verlor Spanien einen zermürbenden Krieg gegen die Vereinigten Staaten um die Kontrolle über die Philippinen, worauf das Land seine pazifischen Ambitionen endgültig begraben musste. Im Jahr 1899 verkaufte Spanien Yap für 3,3 Millionen Dollar an das Deutsche Reich.

Die Eingliederung von Yap ins Deutsche Reich hatte einen schönen Nebeneffekt: Sie machte die Welt auf eines der interessantesten und ungewöhnlichsten Währungssysteme der Menschheitsgeschichte aufmerksam. Und sie veranlasste insbesondere

den brillanten und exzentrischen jungen amerikanischen Abenteurer William Henry Furness III dazu, der Insel einen Besuch abzustatten. Der Sprössling einer prominenten Familie aus Neu-England hatte zunächst Medizin studiert, ehe er auf Anthropologie umsattelte und sich mit einer populärwissenschaftlichen Darstellung seiner Borneo-Reisen einen Namen machte. Im Jahr 1903 verbrachte er zwei Monate auf Yap und veröffentlichte einige Jahre später eine umfassende Studie über die Geografie und die Gesellschaftsstruktur seiner Ureinwohner.¹ Ihn beeindruckte, dass diese Insel viel abgelegener und unberührter war als Borneo. Doch auch wenn Yap nur ein Inselchen mit einigen tausend Einwohnern war – »deren gesamte Länge und Breite nur ein Tagesmarsch ist«, wie sich Furness ausdrückte –, hatte sich dort eine bemerkenswert komplex organisierte Gesellschaft herausgebildet. Es gab ein Kastensystem, mit einem Stamm von Sklaven, und spezielle Langhäuser, die von den Bruderschaften der Fischer und Krieger bewohnt wurden.

Mit besonderem Vergnügen zeichnete Furness die reiche Tradition von Tänzen und Gesängen für die Nachwelt auf. Es existierte eine lebendige einheimische Religion – wie die ersten Missionare am eigenen Leib hatten erfahren müssen – und ein ausgefeilter Ursprungsmythos, wonach die Yapesen von einer riesigen Seepocke abstammten, die sich an ein Stück Treibholz angeheftet hatte. Aber die zweifellos bemerkenswerteste Entdeckung von Furness war das lokale Währungssystem.

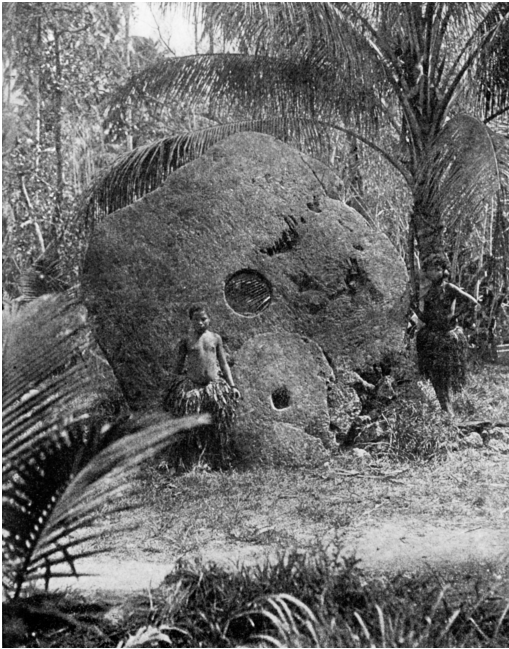
Die Wirtschaft von Yap ließ sich, so wie die Dinge lagen, kaum als »entwickelt« bezeichnen. Gehandelt wurden gerade einmal drei Produkte: Fische, Kokosnüsse und Seegurken – der einzige Luxusartikel der Insel. Ansonsten gab es keine nennenswerten Handelsgüter; keine Landwirtschaft, kaum Kunsthandwerk, die einzigen Haustiere waren Schweine und seit dem Eintreffen der Deutschen ein paar Katzen; und die Einheimischen hatten kaum Kontakt zu Fremden gehabt, geschweige denn Han-

del mit ihnen getrieben. Man hätte kein einfacheres und isolierteres Wirtschaftssystem finden können. In Anbetracht dieser vorsintflutlichen Zustände erwartete Furness, nichts zu finden, was über schlichten Naturaltausch hinausginge. »In einem Land, in dem Nahrung und Getränke und gebrauchsfertige Kleidung auf Bäumen wachsen und nur gesammelt werden müssen«, wie er bemerkte, schien es möglich zu sein, dass selbst der Naturaltausch eine unnötige kulturelle Verfeinerung darstellte.²

Das genaue Gegenteil war der Fall. Auf Yap herrschte ein hoch entwickeltes Währungssystem. Kaum dass Furness einen Fuß auf die Insel gesetzt hatte, musste ihm dies buchstäblich in die Augen springen, denn das örtliche Hartgeld war äußerst ungewöhnlich. Es bestand aus *fei** – »großen, massiven, dicken Steinscheiben, deren Durchmesser von einem bis zu zwölf Fuß [30 Zentimeter bis zu 3,60 Meter] reicht und die in der Mitte ein Loch haben, dessen Größe vom Durchmesser des Steins abhängig ist. In dieses Loch kann ein Holzpfehl eingeführt werden, der lang und stark genug ist, dass er das Gewicht tragen und den Transport erleichtern kann.«³ Dieses Steingeld wurde ursprünglich auf Babelthuap, einer über 400 Kilometer von Yap entfernten Insel des Palau-Archipels, hergestellt, und es war, angeblich, größtenteils vor langer Zeit nach Yap gebracht worden. Der Wert der Steinmünzen hing hauptsächlich von ihrer Größe, aber auch von der Feinkörnigkeit und dem Weißgrad des Kalksteins ab.

Zunächst glaubte Furness, diese bizarre Steinwährung sei gerade wegen – und nicht etwa trotz – ihrer extremen Unhandlichkeit ausgewählt worden: »Wenn es vier starke Männer braucht, um den Preis eines Schweins zu stehlen, muss sich der Einbruchdieb-

* Im Süden von Yap heißt das Steingeld *fei*, im Norden *rai*. Der Großteil der von der frühen Forschung publizierten Stücke stammt aus dem südlichen Teil, sodass man dort auf die Bezeichnung *fei* trifft (Anm. d. Ü.).



Die Steinwährung von Yap, die William Henry Furness III 1903 fotografierte, mit einigen Einheimischen und Palmen als Größenmaßstab

stahl als eine enttäuschende Beschäftigung erweisen«, bemerkte er. »Wie nicht anders zu erwarten, sind Diebstähle von *fei* praktisch unbekannt.«⁴ Mit der Zeit stellte er fest, dass ein *fei* nur selten von einem Haus zu einem anderen transportiert wurde. Zahlreiche Transaktionen fanden statt – aber die eingegangenen Verbindlichkeiten wurden in der Regel miteinander verrechnet, und eine offene Forderung wurde in Erwartung eines zukünftigen Tauschhandels einfach in die Zukunft vorgetragen. »Das Bemerkenswerte an dieser Steinwährung besteht darin«, schrieb Furness, »dass ihr Eigentümer sie nicht notwendigerweise auch tatsächlich besitzen muss. Nach Abschluss eines Geschäfts, das mit

einem *fei* bezahlt wird, der so groß ist, dass man ihn nicht bequem befördern kann, begnügt sich dessen neuer Eigentümer mit der bloßen Anerkennung seines Eigentumsrechts, und ohne auch nur eine Kerbe, die das Tauschgeschäft anzeigte, verbleibt die Münze unangetastet auf dem Gelände ihres früheren Eigentümers.«⁵

Als Furness seine Verwunderung über diesen Aspekt des Währungssystems von Yap zum Ausdruck brachte, erzählte ihm sein Führer eine noch erstaunlichere Geschichte:

»In dem nahe gelegenen Dorf lebte eine Familie, deren Reichtum unbestritten war – von allen anerkannt wurde –, und doch hatte niemand, nicht einmal die Familie selbst, diesen Reichtum jemals zu Gesicht bekommen oder berührt. Er bestand aus einem riesigen *fei*, dessen Größe allein durch Überlieferung bekannt war, denn er lag seit zwei oder drei Generationen auf dem Grund des Meeres!«⁶

Es stellte sich heraus, dass dieser *fei* vor vielen Jahren während der Überfahrt von Babelthuap im Meer versunken war. Dennoch:

»... war man der einhelligen Auffassung, die Tatsache, dass der Stein über Bord ging, sei nicht weiter erwähnenswert, und der Umstand, dass er ein paar hundert Fuß von der Küste entfernt auf dem Meeresboden liege, beeinträchtige seinen Marktwert in keiner Weise ... Aus diesem Grund besitzt dieser Stein die gleiche Kaufkraft, wie wenn er sichtbar an der Außenwand des Hauses seines Eigentümers lehnte, und er repräsentiert Reichtum genauso potenziell wie das gehortete untätige Gold eines Geizkragens im Mittelalter oder wie unsere Silberdollar, die im Finanzministerium in Washington aufbewahrt werden und die wir nie zu Gesicht bekommen oder berühren und die wir doch kraft einer gedruckten Bescheinigung, die ihre Existenz verbürgt, als Zahlungsmittel verwenden.«⁷

Als Furness' exzentrischer Reisebericht 1910 veröffentlicht wurde, schien es unwahrscheinlich zu sein, dass die Ökonomen jemals Notiz von ihm nehmen würden. Aber schließlich gelangte ein Exemplar zu den Herausgebern des *Economic Journal* der Royal Economic Society, die das Buch an einen jungen Ökonomen aus Cambridge weiterleiteten, der unlängst ins britische Schatzamt versetzt worden war, wo er vom Kriegsdienst verschont blieb: einen gewissen John Maynard Keynes. Der Mann, der im Verlauf der nächsten zwanzig Jahre unser Verständnis des Geldes und der Finanzmärkte revolutionieren sollte, war erstaunt. Furness' Buch, so schrieb er, »hat uns mit einem Volk in Kontakt gebracht, dessen Gedanken zur Währung vermutlich tiefsinniger sind als die jedes anderen Volkes. Die moderne Praxis bezüglich der Goldreserven kann von den logischeren Praktiken der Insel Yap eine Menge lernen.«⁸ Wieso der bedeutendste Wirtschaftswissenschaftler des 20. Jahrhunderts der Meinung war, das Währungssystem von Yap könne uns so wichtige und allgemeingültige Einsichten vermitteln, ist das Thema dieses Buches.

Große Geister denken gleich

Was ist Geld und woher kommt es?

Vor ein paar Jahren stellte ich diese beiden Fragen bei einem Drink einem alten Freund – einem erfolgreichen Unternehmer in der Finanzdienstleistungsbranche. Er antwortete mit einer bekannten Geschichte. In der Urzeit gab es kein Geld, sondern nur Naturaltausch. Wenn Menschen etwas benötigten, was sie nicht selbst produzierten, mussten sie jemanden finden, der das gewünschte Produkt besaß und bereit war, es gegen das einzutauschen, was sie selbst herstellten. Der Nachteil dieses Systems des Naturaltauschs besteht darin, dass es sehr ineffizient war. Man musste eine andere Person finden, die genau das hatte, was

man wollte, und die ihrerseits genau das wollte, was man selbst anzubieten hatte – und außerdem beides genau zur gleichen Zeit. Daher tauchte irgendwann die Idee auf, einen Gegenstand auszuwählen und als »Tauschmittel« zu verwenden. Es konnte sich um jeden beliebigen Gegenstand handeln – solange dieser, nach allgemeiner Übereinkunft, als Zahlungsmittel generell akzeptiert wurde. In der Praxis fiel die Wahl allerdings am häufigsten auf Gold und Silber, weil diese Edelmetalle beständig, form- und tragbar sowie selten sind. Jedenfalls war dieser Gegenstand – was immer es war – von nun an nicht nur um seiner selbst willen begehrenswert, sondern auch deshalb, weil man mit ihm andere Dinge kaufen und Vermögen für die Zukunft anhäufen konnte. Kurz gesagt, diese Sache war Geld – und so ist Geld entstanden.

Eine einfache und packende Geschichte. Wie ich meinem Freund erklärte, ist das eine Theorie über das Wesen und die Entstehung des Geldes mit einer sehr alten und hervorragenden Ahnentafel. Eine Version davon findet man in der *Politik* des Aristoteles, der ältesten Abhandlung über das Thema im gesamten abendländischen Kanon.⁹ John Locke, der Vater des klassischen politischen Liberalismus, hat diese Theorie in seiner *Zweiten Abhandlung über die Regierung* ausgearbeitet.¹⁰ Und zu alledem ist es auch die Theorie, die niemand anderer als Adam Smith in dem Kapitel »Ursprung und Gebrauch des Geldes« seines Werks *Der Wohlstand der Nationen*, das die moderne Nationalökonomie begründete, fast buchstabengetreu vertrat.

»In den Anfängen der Arbeitsteilung muss der Tausch häufig noch sehr schleppend und stockend vor sich gegangen sein ... So hat ein Metzger mehr Fleisch in seinem Laden, als er selbst essen kann, und Brauer und Bäcker würden gern etwas davon kaufen. Sie können aber lediglich ihr Brot oder Bier anbieten. Ist nun der Metzger für seinen unmittelbaren Bedarf damit bereits ausreichend versorgt, so wird es in die-

sem Fall zu keinem Handel kommen können. ... Um nun solche misslichen Situationen zu vermeiden, musste eigentlich jeder vernünftige Mensch auf jeder Entwicklungsstufe seit dem Aufkommen der Arbeitsteilung bestrebt gewesen sein, es so einzurichten, dass er ständig außer dem Produkt seiner eigenen Arbeit einen kleinen Vorrat der einen oder anderen Ware bereit hatte, von der er annehmen konnte, dass andere sie im Tausch gegen eigene Erzeugnisse annehmen werden.«¹¹

Smith teilte sogar die Überzeugung meines Freundes, dass jede beliebige Ware als Geld verwendet werden könne:

»Vermutlich wurden im Laufe der Zeit die verschiedensten Waren zu diesem Zweck ausgesucht und verwandt. In der Frühzeit der Menschheit soll das Vieh das übliche Tauschmittel gewesen sein ... In Abessinien soll Salz bevorzugtes Handels- und Tauschmittel gewesen sein, in einigen Küstengebieten Indiens eine Muschelsorte; in Neufundland Stockfisch, in Virginia Tabak, in einigen unserer westindischen Kolonien Zucker und schließlich in anderen Ländern Häute oder gegerbtes Leder. Und noch heute gibt es in Schottland ein Dorf, wo es, wie man mir sagte, nichts Ungewöhnliches sei, wenn ein Arbeiter beim Bäcker oder im Wirtshaus mit Nägeln statt Geld bezahlt.«¹²

Und wie mein Freund war auch Smith der Ansicht, dass sich im Allgemeinen Gold, Silber und andere Metalle aus sachlichen Gründen für diesen Verwendungszweck am besten eigneten:

»Am Ende haben aber dann die Menschen in allen Ländern aus vernünftigen Gründen Metalle als Tauschmittel allen anderen Waren vorgezogen. Metall lässt sich, da es haltbarer als jede andere Ware ist, nicht nur ohne nennenswerten Ver-

lust aufbewahren, es kann auch ohne Schaden beliebig geteilt und leicht wieder eingeschmolzen werden, eine Eigenschaft, die kein gleich dauerhafter Stoff besitzt und die es vor allen anderen auszeichnet, als Zahlungs- und Umlaufmittel zu dienen.«¹³

Also sagte ich meinem Freund, er könne stolz auf sich sein. Ohne Wirtschaftswissenschaften studiert zu haben, sei er zu der gleichen Theorie gelangt wie der große Adam Smith. Aber das sei noch nicht alles, erklärte ich. Diese Theorie über den Ursprung und die Natur des Geldes sei keine bloße historische Kuriosität wie das geozentrische Weltbild des Ptolemäus – eine Reihe überholter Hypothesen, die längst von modernen Theorien abgelöst wurden. Im Gegenteil, sie findet sich noch heute in praktisch allen gängigen Lehrbüchern der Volkswirtschaftslehre.¹⁴ Und außerdem bildeten die Grundannahmen dieser Theorie in den letzten sechzig Jahren die Basis einer Unzahl detaillierter theoretischer und empirischer Studien über Fragen des Geldes. Ausgehend von diesen Annahmen haben Ökonomen ausgetüftelte mathematische Modelle entwickelt, um zu klären, warum genau eine bestimmte Ware unter allen anderen als Geld ausgewählt wird und wie viel davon Menschen halten wollen. Darüber hinaus haben sie einen umfangreichen analytischen Apparat erarbeitet, der sämtliche Aspekte des Geldwerts und der Verwendung des Geldes erklären soll. Dieser bildet das Fundament jenes Teilgebiets der Volkswirtschaftslehre – der sogenannten »Makroökonomie« –, das Konjunkturzyklen zu erklären versucht und empfiehlt, diese konjunkturellen Schwankungen durch gezielte Steuerung der Leitzinsen und der Staatsausgaben zu dämpfen. Kurz gesagt, die Ansichten meines Freundes waren nicht nur historisch gut fundiert. Sie machen bis heute den Kern der herrschenden Theorie des Geldes aus, an der sich Laien und Experten gleichermaßen orientieren.

Mittlerweile sprudelte mein Freund förmlich über vor Selbstgefälligkeit. »Ich weiß, dass ich brillant bin«, sagte er in seiner üblichen Bescheidenheit, »aber es erstaunt mich noch immer, dass ich – ein absoluter Amateur – es mit den bedeutendsten Wirtschaftswissenschaftlern aufgenommen habe, obwohl ich bis heute nicht gründlich über dieses Thema nachgedacht habe. Glaubst du nicht, dass all diese Jahre, in denen du eifrig studiert hast, die reinste Zeitverschwendung waren?« Ich räumte ein, dass all dies durchaus ein wenig verstörend sei. Aber nicht weil er ohne jegliche wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung auf diese Theorie gestoßen war. Sondern, ganz im Gegenteil, deshalb, weil diejenigen von uns, die sich jahrelang ökonomisches Fachwissen angeeignet haben, diese Theorie einfach nur wiederkauen. Denn auch wenn die herkömmliche Theorie des Geldes einfach und intuitiv einleuchtend erscheinen mag, so hat sie doch einen entscheidenden Haken: Sie ist von Grund auf falsch.

Steinzeit-Ökonomie?

John Maynard Keynes hatte recht, was Yap anlangt. William Henry Furness' Beschreibung der eigenartigen Steinwährung mag zunächst nur als eine skurrile Fußnote zur Geschichte des Geldes anmuten. Aber sie konfrontiert die konventionelle Theorie des Geldes mit einigen unangenehmen Fragen. Nehmen wir zum Beispiel die Annahme, Geld sei aus dem Naturaltausch hervorgegangen. Als Aristoteles, Locke und Smith diese Behauptung aufstellten, stützten sie sich ausschließlich auf deduktive logische Schlussfolgerungen. Niemand von ihnen hatte jemals in der Wirklichkeit eine ausschließlich auf Naturaltausch basierende Volkswirtschaft erlebt. Aber es erschien plausibel, dass es ein solches System irgendwann einmal gegeben hatte; und wenn dem so war, dann erschien es ebenfalls plausibel, dass es so unbe-

friedigend gewesen wäre, dass irgendjemand versucht hätte, eine Möglichkeit zu seiner Verbesserung zu finden. In diesem Zusammenhang stellte das Währungssystem von Yap eine gewisse Überraschung dar. Die Wirtschaft hier war so einfach strukturiert, dass sie theoretisch ganz auf der Basis von Naturaltausch hätte funktionieren sollen. Aber das war nicht der Fall: Sie besaß ein voll entwickeltes Geld- und Währungssystem. Vielleicht war Yap eine Ausnahme von der Regel. Aber wenn schon eine so primitive Wirtschaft mit Geld funktioniert, dann stellt sich die Frage, wo und wann jemals tatsächlich eine Naturalwirtschaft existierte.

In den gut hundert Jahren, die seit der Veröffentlichung von Furness' Bericht über Yap vergangen sind, hat diese Frage die Wissenschaft weiterhin umgetrieben. Und je mehr historische und ethnografische Forschungsergebnisse zusammengetragen wurden, umso deutlicher zeigte sich, dass Yap keineswegs eine Ausnahme ist. Kein Forscher war in der Lage, eine historische oder zeitgenössische Gesellschaft zu finden, die regelmäßig Naturaltausch betrieb. In den Achtzigerjahren glaubten die führenden Anthropologen des Geldes ein Urteil fällen zu können. »Naturaltausch im strengen Sinn geldloser marktbasierter Tauschgeschäfte war zu keinem Zeitpunkt in irgendeinem vergangenen oder gegenwärtigen Wirtschaftssystem, über das wir gesicherte Informationen besitzen, eine quantitativ bedeutsame oder vorherrschende Form des Handels«, schrieb der amerikanische Anthropologe George Dalton 1982.¹⁵ »Bislang wurde kein einziges Beispiel einer reinen Naturalwirtschaft beschrieben, ganz zu schweigen davon, dass Geld daraus entstanden wäre. Nach allen verfügbaren ethnografischen Forschungsergebnissen hat es das nie gegeben«, lautete das Fazit der in Cambridge lehrenden Anthropologin Caroline Humphrey.¹⁶ Diese Neuigkeit sickerte sogar zu jenen Vertretern der Wirtschaftswissenschaften durch, die intellektuell eher unkonventionelle, randständige Positionen vertraten. So schrieb etwa der bedeutende amerika-

nische Wirtschaftshistoriker Charles Kindleberger in der 1993 erschienenen zweiten Auflage seiner *Financial History of Western Europe*: »Wirtschaftshistoriker haben gelegentlich behauptet, der Wirtschaftsverkehr habe sich von einer Natural- oder Tauschwirtschaft über eine Geldwirtschaft hin zu einer Kreditwirtschaft entwickelt. Diese Auffassung wurde unter anderem im Jahr 1864 von Bruno Hildebrand von der Älteren Historischen Schule der Nationalökonomie vertreten; tatsächlich ist sie falsch.«¹⁷

Zu Anfang des 21. Jahrhunderts hatte sich unter denjenigen, die sich für empirische Daten interessieren, ein seltener wissenschaftlicher Konsens herausgebildet, wonach die herkömmliche Auffassung, Geld sei aus dem Tauschhandel hervorgegangen, ein Irrtum sei. So erklärte der Anthropologe David Graeber 2012 ganz unverblümt: »Nur haben wir keinen Anhaltspunkt, dass es wirklich so war, und viele Anhaltspunkte, dass es so nicht war.«¹⁸

Die Geschichte von Yap stellt nicht nur die Erklärung für die Entstehung des Geldes im Rahmen der konventionellen Theorie infrage. Sie lässt auch ernste Zweifel an ihrer Konzeption dessen aufkommen, was Geld eigentlich ist. Nach der herrschenden Theorie ist Geld eine »Sache« – eine Ware, die aus der Gesamtheit aller Waren ausgewählt wurde, um als Tauschmittel zu dienen –, und das Wesen von geldbasierten Tauschgeschäften besteht darin, dass Güter und Dienstleistungen gegen dieses Warentauschmittel eingetauscht werden. Aber das Steingeld von Yap passt nicht in dieses Schema. Zum einen ist es schwer vorstellbar, dass irgendjemand »große, massive, dicke Steinscheiben mit einem Durchmesser zwischen einem und zwölf Fuß« als Tauschmittel auswählen würde – da diese in den meisten Fällen schwerer zu transportieren wären als die gehandelten Güter selbst. Noch gravierender ist freilich die Tatsache, dass die *fei* kein Tauschmittel im Sinne einer Ware sind, die gegen jede beliebige andere Ware eingetauscht werden kann – da sie ja meistens überhaupt nicht getauscht wurden. So hat etwa im Fall des berühmten im

Meer versunkenen *fei* niemand je die besagte Münze gesehen, geschweige denn, sie als Tauschmittel herumgereicht. Nein, es konnte keinen Zweifel daran geben: Die Einwohner von Yap standen dem Schicksal der *fei* selbst merkwürdig gleichgültig gegenüber. Das Wesentliche an ihrem Währungssystem waren nicht Steinmünzen, die als Tauschmittel verwendet wurden, sondern etwas anderes.

Bei genauerer Betrachtung von Adam Smiths Beschreibung von Waren, die als Tauschmittel ausgewählt wurden, zeigt sich, dass die Bewohner von Yap einer wichtigen Sache auf der Spur waren. Smith behauptete, zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten seien viele verschiedene Waren als Geld verwendet worden: Stockfisch in Neufundland, Tabak in Virginia; Zucker in Westindien und in Schottland sogar Nägel. Doch schon bald nach der Veröffentlichung von Smiths *Der Wohlstand der Nationen* waren Zweifel an der Stichhaltigkeit einiger dieser Beispiele laut geworden. Der amerikanische Finanzier Thomas Smith zum Beispiel behauptete 1832 in seinem *Essay on Currency and Banking*, die von Smith angeführten Beispiele für Warentauschmittel seien in Wirklichkeit gar keine.¹⁹ Vielmehr seien sie Beispiele für Handelsgeschäfte, die, wie im modernen England, in Pfund, Shilling und Pence abgerechnet worden seien. Die Verkäufer häuften Kredite in ihren Büchern an und die Käufer Schulden, die alle auf Währungseinheiten lauteten. Die Tatsache, dass jegliche Nettosalden, die zwischen ihnen offenblieben, anschließend durch Zahlung mit einer Ware oder etwas anderem, das dem Wert der Verbindlichkeiten entsprach, ausgeglichen wurden, bedeute nicht, dass die Ware »Geld« sei. Dadurch, dass sich Smith auf die Warezahlung statt auf das Kredit- und Verrechnungssystem dahinter konzentrierte, habe er die Zusammenhänge auf den Kopf gestellt und missverstanden. Wenn man daher, wie Smith, die Ansicht vertritt, die Ware selbst sei Geld, mag dies zunächst logisch erscheinen, sie führt sich aber selbst ad absurdum. Alfred

Mitchell Innes, der Verfasser zweier weitgehend unbeachtet gebliebener Meisterwerke über das Wesen des Geldes, brachte das Problem von Smiths Darstellung des Stockfisch-Geldes in Neufundland ebenso unverblümt wie treffend auf den Punkt:

»Man braucht nur kurz nachzudenken, um einzusehen, dass eine Stapelware nicht als Geld verwendet werden kann, denn das Tauschmittel muss *hypothetisch* von allen Mitgliedern der Gemeinschaft in der gleichen Weise akzeptiert werden. Das heißt, wenn die Fischer ihre Bedarfsgüter mit Stockfisch bezahlen, dann müssten die Händler in der gleichen Weise für deren Stockfisch mit Stockfisch bezahlen, was offensichtlich absurd ist.«²⁰

Aber wenn die *fei* auf Yap nicht als Tauschmittel dienten, was waren sie dann? Wichtiger noch: Was wurde auf Yap als Geld verwendet, wenn es die *fei* nicht waren? Die Antwort auf beide Fragen ist bemerkenswert einfach. Das Geld auf Yap waren nicht die *fei*, sondern das zugrundeliegende System von Kredit- und Verrechnungskonten. Die *fei* halfen den Bewohnern lediglich dabei, den Überblick zu behalten. Die *fei* waren nur Zeichen, mit deren Hilfe diese Konten geführt wurden. Wie die Neufundländer häuften auch die Bewohner von Yap im Lauf ihres Handels mit Fischen, Kokosnüssen, Schweinen und Seegurken Guthaben und Schulden an. Diese wurden gegeneinander aufgerechnet, um Salden glattzustellen. Jede offene Forderung, die am Ende eines einzelnen Tauschvorgangs oder eines Tages oder einer Woche in die Zukunft fortgeschrieben (»vorgetragen«) wird, kann, wenn es die Kontrahenten so wünschen, durch den Austausch von Geld – einem *fei* – mit dem entsprechenden Wert ausgeglichen werden; dieser ist ein greifbares und sichtbares Verzeichnis der ausstehenden Kreditforderungen des Verkäufers gegen die übrigen Einwohner von Yap. Anders gesagt, Münzen und Währungen

sind nützliche Zeichen, um das zugrundeliegende System von Kreditkonten zu dokumentieren und den zugrundeliegenden Verrechnungsprozess zu implementieren. In einem Wirtschaftssystem, das größer als das von Yap ist, wo Münzen auf den Boden des Meeres sinken konnten und trotzdem niemand den Reichtum ihrer Eigentümer anzweifelte, sind sie vielleicht sogar notwendig. Aber die Währung selbst ist nicht das Geld. Geld ist das System von Kreditkonten und ihrer Verrechnung, welches die Währung lediglich repräsentiert.

All dies mag – und sollte – sich für den modernen Leser vertraut anhören. Es mag in jenen Tagen, als Münzen aus Edelmetallen geprägt wurden, unmittelbar einleuchtend gewesen sein, sich Geld als eine Ware und geldbasierte Tauschgeschäfte als den Austausch von Gütern gegen ein greifbares Tauschmittel vorzustellen. Diese Vorstellung mag sogar noch sinnvoll gewesen sein, als das Gesetz dem Inhaber einer Banknote der Federal Reserve oder der Bank von England einen Anspruch gewährte, diese in der Constitution Avenue in Washington oder der Threadneedle Street in London vorzulegen und ihre Einlösung gegen eine bestimmte Menge Gold zu verlangen. Aber diese Tage sind längst vorbei. In den modernen Geld- und Währungsordnungen unserer Zeit sind Dollar, Pfund oder Euro nicht mehr durch Gold gedeckt – und wir haben auch keinen rechtlichen Anspruch mehr, unsere Banknoten gegen Gold einzulösen. Moderne Banknoten sind ganz offensichtlich nichts anderes als Zeichen. Außerdem existiert der größte Teil des Geldes in unseren zeitgenössischen Volkswirtschaften nicht einmal mehr in der ohnehin schon sehr dürftigen Gestalt eines Geldscheins. Die nationale Geldmenge hat ganz überwiegend – zu etwa 90 Prozent in den Vereinigten Staaten und 97 Prozent in Großbritannien – überhaupt keine Gestalt mehr.²¹ Sie besteht lediglich aus den Salden unserer Konten bei unseren Banken. Der einzige greifbare Apparat, der heute bei den meisten Geldzahlungen benutzt wird, besteht aus einer

Plastikkarte und einer Tastatur. Nur ein sehr kühner Theoretiker könnte behaupten, dass ein paar Mikrochips und ein WLAN-Anschluss ein Warentauschmittel sind.

Aufgrund eines seltsamen Zufalls ist John Maynard Keynes nicht der einzige herausragende Wirtschaftswissenschaftler des 20. Jahrhunderts, der die Bewohner von Yap für ihr klares Verständnis der Natur des Geldes würdigte. Im Jahr 1991 stieß der damals 79 Jahre alte Milton Friedman – den man kaum als einen ideologischen Parteigänger Keynes' bezeichnen kann – auf das unbekannte Buch von Furness. Auch er rühmte die Tatsache, dass sich Yap der konventionellen, aber ungesunden Obsession mit dem Waren-Münzgeld entzogen habe und dass seine Bewohner aufgrund ihrer Gleichgültigkeit gegenüber ihrer physischen Währung in offensichtlicher Weise anerkannt hatten, dass Geld keine Ware, sondern ein Kredit- und Verrechnungssystem ist. »Ein Jahrhundert lang oder länger hielt die ›zivilisierte‹ Welt ein Metall, das tief aus dem Erdboden gefördert, unter großer Mühe veredelt und über weite Entfernungen transportiert wurde, um wieder in kunstvoll gestalteten Gewölben tief unter der Erde begraben zu werden, für einen Ausweis ihres Reichtums«, schrieb Friedman. »Aber ist die eine Praktik wirklich vernünftiger als die andere?«²²

Es könnte als Zufall angesehen werden, wenn man von einem der beiden bedeutendsten Geldtheoretiker des 20. Jahrhunderts gelobt wird; aber wenn man von beiden gelobt wird, ist dies beachtenswert.

Monetärer Vandalismus: das Schicksal der *Exchequer tallies*

Die ökonomische Weltanschauung der Bewohner von Yap, die sowohl von Keynes als auch von Friedman gelobt wurde – wonach Geld eine Sonderform des Kredits ist, geldbasierte Tauschvor-

gänge auf der Verrechnung von Kreditkonten beruhen und Währungseinheiten lediglich Zeichen einer zugrundeliegenden Kreditbeziehung sind –, hatte ihre entschiedenen historischen Fürsprecher. Unter denjenigen, die sich mit praktischen Fragen des Geldwesens befassten – insbesondere in Notsituationen –, besaß die Auffassung, Geld sei eine Form des Kredits und keine Ware, von jeher eine große Anhängerschaft. Ein berühmtes Beispiel liefert die Belagerung Vallettas durch die Türken im Jahr 1565. Je länger das osmanische Embargo dauerte, umso knapper wurden die Gold- und Silbervorräte, und der Malteserorden musste Münzen aus Kupfer prägen lassen. Das in die Rückseite der Münzen eingeschlagene Motto, um die Bevölkerung daran zu erinnern, worauf deren Wert beruhte, wäre den Bewohnern von Yap vollkommen einleuchtend erschienen: *NON AES SED FIDES* – »Nicht auf dem Metall, sondern auf Vertrauen«. ²³

Dennoch wurde im Lauf der Jahrhunderte hauptsächlich die herkömmliche Auffassung von Geld als einer Ware, von geldbasierten Transaktionen als dem Tausch von Gütern gegen ein Tauschmittel und von Kredit als dem Verleihen der Geldware von Theoretikern und Philosophen getragen und hat dadurch das ökonomische Denken – und die meiste Zeit über auch die Wirtschaftspolitik – maßgeblich geprägt. Aber wenn die konventionelle Theorie des Geldes in so offensichtlicher Weise falsch ist, wieso haben dann so viele hervorragende Ökonomen und Philosophen an sie geglaubt? Und warum benutzen die Wirtschaftswissenschaftler im Großen und Ganzen noch immer die Grundannahmen dieser Tradition als Bausteine des modernen ökonomischen Denkens? Kurz gesagt, weshalb ist die konventionelle Theorie des Geldes so unverwundlich? Dafür gibt es im Wesentlichen zwei Gründe, und es lohnt sich, näher auf sie einzugehen.

Der erste Grund hängt mit den historischen Geldzeugnissen zusammen. Das Problem ist nicht, dass so wenig davon aus frü-

heren Epochen erhalten geblieben wäre, sondern, dass praktisch alles von einem bestimmten Typ ist – Münzgeld. Museen auf der ganzen Welt quellen über von alten und modernen Münzen. Münzen und ihre Inschriften sind eine der wichtigsten archäologischen Quellen für das Verständnis antiker Kulturen und Gesellschaften. Die eingepprägten Münzbilder und die abgekürzten Inschriften liefern, wenn sie von scharfsinnigen Wissenschaftlern entziffert werden, weitreichende, umfassende Erkenntnisse über die Regierungszeiten antiker Könige, die Hierarchie klassischer Gottheiten und die Ideologien antiker Republiken. Eine eigene akademische Disziplin – die Numismatik – befasst sich mit der Erforschung von Münzen, und, anders als es dem Laien erscheinen mag, ist die Numismatik keineswegs das wissenschaftliche Gegenstück zum Briefmarkensammeln, sondern eines der ergiebigsten Felder der historischen Forschung.

Doch der eigentliche Grund dafür, dass Münzen für das Studium der alten Geschichte so wichtig sind und dass sie insbesondere für die Erforschung der Geldgeschichte eine so herausragende Rolle spielen, ist die simple Tatsache, dass sie erhalten geblieben sind.²⁴ Münzen bestehen aus beständigen und sehr häufig aus unvergänglichen Metallen wie Gold und Silber, die nicht rosten oder in anderer Weise korrodieren. Daher überstehen sie die zerstörerischen Wirkungen der Zeit im Allgemeinen besser als die meisten anderen Objekte. Außerdem sind Münzen wertvoll. Daher wurden sie vielfach vergraben oder anderweitig in Verstecken gehortet – was ihre Entdeckung durch unternehmungslustige Historiker oder Numismatiker Jahrzehnte, Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende später erleichtert. Das Problem liegt darin, dass uns in keiner anderen Disziplin eine Herangehensweise, die sich auf physisch erhaltene Objekte konzentriert, mit so hoher Wahrscheinlichkeit in die Irre führt wie in der Geschichte der Geldes. Die tragische Begebenheit der vollständigen Zerstörung einer der bedeutendsten Sammlungen

von Quellenmaterial für die Erforschung der Geldgeschichte zeigt, weshalb dies so ist.

Über sechshundert Jahre lang, vom 12. bis zum späten 18. Jahrhundert, stützte sich die staatliche Finanzverwaltung in England auf eine ebenso einfache wie geniale Buchhaltungstechnik: den *Exchequer tally* – Kerbhölzer des britischen Schatzamtes. Ein Kerbholz war ein Holzstock, der normalerweise aus den Weiden gefertigt wurde, die am Ufer der Themse in der Nähe des Westminster-Palastes wuchsen. Auf dem Stock waren, immer eingekerbt ins Holz und manchmal auch schriftlich, Einzelheiten der Zahlungen an das Schatzamt oder von diesem vermerkt. Einige stellten Quittungen für Steuerzahlungen von Grundbesitzern an die Krone dar. Andere bezogen sich auf Transaktionen in die umgekehrte Richtung und hielten die Beträge fest, die berühmte Untertanen dem Souverän schuldeten. »9 £ 4 s 4 d von Fulk Basset für die Farm von Wycome« steht zum Beispiel auf einem der erhalten gebliebenen Kerbhölzer – das die Schulden von Fulk Basset, einem Bischof von London im 13. Jahrhundert, bei Heinrich III. verzeichnet. Sogar Bestechungsgelder scheinen auf *Exchequer tallies* festgehalten worden zu sein: Ein Stock in einer Privatsammlung trägt die verdächtig klingende euphemistische Inschrift: »13 s 4 d von William de Tullewyk für das Wohlwollen des Königs«. ²⁵

Sobald die Einzelheiten der Zahlung auf dem Kerbstock vermerkt worden waren, wurde dieser mittig längs gespalten, sodass jede an dieser Transaktion beteiligte Partei einen Beleg darüber besaß. Die Hälfte des Gläubigers wurde *stock* («Stock») und die Hälfte des Schuldners *foil* («Gegenstück») genannt: daher der englische Begriff *stocks* für Schatzanweisungen, der sich in Großbritannien bis heute gehalten hat. Die einzigartige Maserung des Weidenholzes bedeutete, dass ein Kerbstock praktisch fälschungssicher war. Die Tatsache, dass die Urkunde über die Forderung beziehungsweise Schuld übertragbar war – statt, zum Beispiel, lediglich in den Büchern des Schatzamtes verzeichnet zu werden –,

bedeutet, dass Exchequer-Kredite (Forderungen von Privatpersonen gegen das Schatzamt) von ihrem ursprünglichen Inhaber zur Begleichung einer ganz anderen Verbindlichkeit an einen Dritten übertragen werden konnten. Kerbstöcke waren das, was man im modernen Finanzjargon »Inhaberpapiere« nennt: Schuldtitel wie etwa Anleihen, Aktienzertifikate oder Banknoten, deren Begünstigter derjenige ist, der die physische Urkunde besitzt.

Die Historiker sind sich darin einig, dass die große Mehrzahl der fiskalischen Operationen im mittelalterlichen England mittels Kerbstöcken durchgeführt wurde. Sie gehen außerdem



Eine Sammlung englischer *Exchequer tallies*: einige wenige Exemplare, die eine der großen Episoden von historischem Vandalismus im 19. Jahrhundert überstanden haben

davon aus, dass auch ein Großteil der monetären Tauschgeschäfte mit ihrer Hilfe abgewickelt wurde.²⁶ Eine Forderung gegen das Schatzamt (Exchequer-Kredit), die auf einem Kerbstock verzeichnet war, dürfte von jedem, bei dem eigene Steuerschulden fällig wurden, als Zahlungsmittel begrüßt worden sein. Allerdings ist es unmöglich, dies sicher zu wissen. Denn obwohl im Lauf der Jahrhunderte Millionen von Kerbhölzern hergestellt worden sein müssen und obwohl wir wissen, dass bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts viele Tausend von ihnen in den Archiven des Schatzamtes überdauerten, sind heute nur noch eine Handvoll Exemplare erhalten. Schuld an dieser bedauerlichen Situation ist letztlich der berüchtigte Eifer der Befürworter einer Verwaltungsreform im England des 19. Jahrhunderts.

Trotz der Tatsache, dass sich das Kerbstock-System im Verlauf der vorangegangenen fünfhundert Jahre als bemerkenswert effizient erwies, gelangte man Ende des 18. Jahrhunderts zu der Überzeugung, es sei an der Zeit, darauf zu verzichten. Die Buchführung mit Hilfe gekerbter Holzstöcke – einmal ganz zu schweigen davon, dass sich Geld aus Holzspänen neben den eleganten papiernen Banknoten der Bank von England ziemlich schäbig ausnahm – galt damals als beinahe barbarisch und in Anbetracht der gewaltigen Fortschritte, die in Handel und Technik erzielt worden waren, als gänzlich überholt. Ein Parlamentsgesetz von 1782 schaffte Kerbhölzer als wichtigstes Instrument der Buchhaltung im Schatzamt daher offiziell ab – auch wenn fast weitere fünfzig Jahre vergingen, ehe das Gesetz in Kraft trat (1826), weil gewisse Pfründen weiterhin auf dem alten System beruhten. Im Jahr 1834 wurde dann die uralte Institution des »Receipt of the Exchequer« – eine Dienststelle innerhalb des Schatzamtes, die Buch über die Steuereingänge führte – schließlich abgeschafft, und der letzte *Exchequer tally* wurde durch eine Papiernote ersetzt.

Nachdem das Kerbholzsystem abgeschafft worden war, stellte sich die Frage, was man mit dem riesigen Archiv von Kerbstöcken

im Schatzamt tun sollte. Die Befürworter einer Reform waren sich weitgehend einig darin, dass diese lediglich peinliche Überbleibsel einer vergangenen Epoche seien, in denen die Finanzkonten des Britischen Weltreichs »so ähnlich geführt wurden wie Robinson Crusoe seinen Kalender auf der menschenleeren Insel führte«, und so beschloss man, ohne mit der Wimper zu zucken, sie zu verbrennen.²⁷ Zwanzig Jahre später schilderte Charles Dickens die verheerenden Konsequenzen:

»Es geschah, dass sie im Oberhaus in einem Ofen verbrannt wurden. Der Ofen, der von diesen absurden Stücken überquoll, steckte die Holztäfelung in Brand, die Täfelung steckte das Oberhaus in Brand, das Oberhaus steckte das Unterhaus in Brand; von den beiden Häusern blieb nur Asche übrig; Architekten wurden hinzugezogen, um neue zu bauen, gegenwärtig gehen die Kosten dafür in die zwei Millionen ...«²⁸

Die Parlamentsgebäude konnten wiederaufgebaut werden – aus ihnen ging der prächtige Westminster-Palast am Themse-Ufer hervor. Was jedoch aus dem Inferno nicht gerettet werden konnte, waren die unschätzbaren Aufzeichnungen über die Fiskal- und Geldgeschichte Englands, die die archivierten Kerbstöcke darstellten.²⁹ Historiker mussten sich mit einer Handvoll Kerbhölzer begnügen, die zufälligerweise in Privatsammlungen erhalten blieben, und wir können von Glück sagen, dass einige zeitgenössische Berichte darüber, wie sie verwendet wurden, auf uns gekommen sind.³⁰ Aber der immense Wissensschatz über die Lage des englischen Geld- und Finanzwesens im Mittelalter, den das Westminster-Archiv barg, ist unwiederbringlich verloren.

Auch wenn dadurch die Geschichte des Geldes im mittelalterlichen England nur teilweise rekonstruiert werden kann, ist die Situation für die Geschichte des Geldes im Allgemeinen – und insbesondere in schriftlosen Gesellschaften – noch weit

problematischer. Allzu oft sind Münzen die einzige erhaltene physische Spur des Geldes: Aber wie das Beispiel des englischen Kerbholzsystems zeigt, bilden Münzen möglicherweise nur den schmalen Küstenstreifen des monetären Landes. Das ausge dehnte Hinterland der Geld- und Finanzgeschichte ist für uns unerreichbar – schlicht deshalb, weil keine physischen Zeugnisse seiner Existenz und Funktionsweise überdauert haben. Um zu ermessen, wie gravierend dieses Problem ist, müssen wir uns nur vergegenwärtigen, welche Schwierigkeiten zukünftige Historiker hätten, unsere eigene Geldgeschichte zu rekonstruieren, wenn eine Naturkatastrophe die digitalen Datensätze unseres zeitgenössischen Finanzsystems vernichten würde. Wir können nur darauf vertrauen, dass sich die Vernunft durchsetzen würde und dass sie ihr Verständnis des modernen Wirtschaftslebens nicht auf die Annahme gründen würden, dass die erhalten gebliebenen Pfund- und Euro-Münzen die Gesamtheit unseres Geldes gewesen wären.

Vom Nutzen, ein Fisch außerhalb des Wassers zu sein

Der zweite Grund, weshalb sich die konventionelle Theorie des Geldes so hartnäckig behauptet, hängt unmittelbar mit einer noch grundlegenderen Schwierigkeit zusammen. Es gibt ein altes chinesisches Sprichwort: »Der Fisch kennt das Wasser als Letzter.« Es erklärt auf prägnante Art und Weise, weshalb sich die »Sozial-« oder »Humanwissenschaften« – Anthropologie, Soziologie, Wirtschaftswissenschaften und so weiter – von den Naturwissenschaften – Physik, Chemie und Biologie – unterscheiden. In den Naturwissenschaften erforschen wir die materielle Welt, und es ist – zumindest grundsätzlich – möglich, objektive Erkenntnisse zu erlangen. In den Sozialwissenschaften liegen

die Dinge nicht so einfach. In diesen Disziplinen erforschen wir uns selbst, als Individuen und in Gruppen. Die Gesellschaft und unser Selbst existieren nicht unabhängig von uns – und dies macht es, im Unterschied zu den Naturwissenschaften, außerordentlich schwierig, eine objektive Sicht der Dinge zu erlangen. Je enger eine Institution mit unserem Alltagsleben verwoben ist, umso schwieriger ist es, aus ihr herauszutreten, um sie zu analysieren – und umso umstrittener sind Versuche, dies zu tun. Der zweite Grund dafür, dass sich das Wesen des Geldes so schwer bestimmen lässt und weshalb alle Bemühungen in dieser Richtung immer Anlass zu heftigen Kontroversen gaben, ist just die Tatsache, dass Geld ein so grundlegender Bestandteil unserer Volkswirtschaft ist. Wenn wir das Wesen des Geldes zu verstehen versuchen, gleichen wir dem Fisch in dem chinesischen Sprichwort, der das Wasser erkennen will, in dem er sich bewegt.

Dies bedeutet nicht, dass die sozialwissenschaftliche Forschung grundsätzlich reine Zeitverschwendung wäre. Wir mögen niemals zu einer vollkommen objektiven Erkenntnis unserer Gewohnheiten, Bräuche und Traditionen gelangen, aber dadurch, dass wir sie unter verschiedenen historischen Bedingungen untersuchen, können wir uns eine objektivere Sicht verschaffen, als es andernfalls möglich wäre. So wie wir beim Wandern zwei verschiedene Perspektiven auf einen Punkt in der Ferne dazu benutzen können, um durch Triangulation seine Position zu bestimmen, können wir eine Menge über ein vertrautes soziales Phänomen lernen, wenn wir es in anderen Epochen, an anderen Orten und in anderen Kulturen beobachten. Das einzige Problem besteht darin, dass es im Fall des Geldes schwierig ist, Gelegenheiten für eine solche Triangulation zu finden. Meistens gehört Geld nur zum Inventar. Nur wenn die bestehende Geld- und Währungsordnung nicht mehr richtig funktioniert, wird uns der Schleier von den Augen gerissen. Wenn sich die Geldordnung auflöst, wird das Wasser vorübergehend aus dem Fischglas

gekippt, und wir werden für einen entscheidenden Augenblick zu einem Fisch außerhalb des Wassers.

Daher müssen wir gerade solche Fälle betrachten, in denen Störungen innerhalb des bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnungsgefüges auftreten, um zu verstehen, was Geld eigentlich ist. Und da wir, wie das Schicksal der *Exchequer tallies* zeigt, bei der Erforschung der Geschichte des Geldes mit der Schwierigkeit konfrontiert sind, dass das ältere historische Belegmaterial völlig ungenügend ist, wären wir besser dran, wenn wir aus der neueren Geschichte lernen könnten, da sich hier empirische Daten am leichtesten beschaffen lassen. Anders gesagt: Wenn wir das Wesen des Geldes verstehen wollen, sollten wir am ehesten Episoden akuter monetärer Störungen in der Neuzeit erforschen. Zum Glück sind diese nicht eben selten.

Geld in einer Wirtschaft ohne Banken

Am 4. Mai 1970 erschien im *Irish Independent*, Irlands führender Tageszeitung, eine bemerkenswerte Anzeige mit einer einfachen, aber beunruhigenden Überschrift: »Bankenschließung« Diese Bekanntmachung – die vom Ständigen Ausschuss der irischen Banken veröffentlicht wurde, einer Organisation, die alle großen Banken Irlands vertrat – unterrichtete die Öffentlichkeit, dass infolge einer Zerrüttung der Arbeitsbeziehungen zwischen den Banken und ihren Mitarbeitern »jetzt ein Punkt erreicht worden ist, wo es für die unten genannten Banken nicht länger möglich ist, selbst den eingeschränkten Dienst der jüngsten Zeit aufrechtzuerhalten«. »Unter diesen Umständen sind diese Banken zu ihrem großen Bedauern gezwungen bekanntzugeben«, hieß es in der Anzeige weiter, »dass sie ab Freitag, dem 1. Mai, und bis auf weiteres all ihre Geschäftsstellen in der Republik Irland schließen werden.«

IRISH BANKS' STANDING COMMITTEE

**CLOSURE
OF
BANKS**

As a result of industrial action by the Irish Bank Officials' Association for the past eight weeks, a position has now been reached where it is impossible for the undermentioned banks to continue to provide even the recent restricted service in the Republic of Ireland.

In the circumstances it is with regret that these banks must announce the closure of all their offices in the Republic of Ireland on and from Friday, 1st May, until further notice. Notwithstanding this closure and the suspension of normal banking services, the Special Import Deposit Scheme, whereby the Irish Banks provide the funds to meet the U.K. deposit requirements on manufactured goods, will continue to function.

**Bank of Ireland
Hibernian Bank Limited
Munster and Leinster Bank Limited
The National Bank of Ireland Limited
Northern Bank Limited
Provincial Bank of Ireland Limited
Royal Bank of Ireland Limited
Ulster Bank Limited
Chase and Bank of Ireland (International) Limited.**

IRISH BANKS' STANDING COMMITTEE.
R. F. BRENNAN, Secretary.

Es mag schockierend sein, zu erfahren, dass praktisch das gesamte Bankensystem einer fortgeschrittenen Volkswirtschaft noch 1970 quasi über Nacht geschlossen werden konnte. Doch damals wurde diese Entwicklung weithin erwartet – nicht zuletzt, weil es schon einmal passiert war, und zwar 1966. Der Streit zwischen den Banken und ihren Mitarbeitern drehte sich um einen Punkt, der im Europa der späten Sechzigerjahre immer wieder für Konflikte sorgte: das Ausmaß, in dem Löhne und Gehälter mit dem Preisanstieg Schritt hielten. Die hohe Inflation im Jahr 1969 – im Herbst waren die Lebenshaltungskosten über einen Zeitraum von fünfzehn Monaten um mehr als 10 Prozent gestiegen – hatte die Gewerkschaft der Bankangestellten dazu veranlasst, einen neuen Lohnabschluss zu fordern. Die Banken hatten sich geweigert, und die Gewerkschaftsmitglieder hatten für einen Streik gestimmt.

Von Anfang an erwartete man, dass die Banken nicht bloß vorübergehend schließen würden. Also traf man Vorkehrungen. Die erste Reaktion von Unternehmen bestand darin, Banknoten und Münzen zu bevorraten. Der *Irish Independent* berichtete:

»Im ganzen Land ist es zu massiven Barabhebungen gekommen, da Firmen in Erwartung der Schließung Reserven bildeten. Versicherungsunternehmen, Tresorhändler und Sicherheitsfirmen werden vermutlich gute Geschäfte machen, solange die Banken geschlossen bleiben. Fabriken und andere Unternehmen mit vielen Beschäftigten haben Absprachen getroffen, um sich bei großen Einzelhändlern wie Supermärkten und Kaufhäusern mit Bargeld einzudecken, damit sie ihre Löhne auszahlen können.«³¹

Aber im ersten Monat der Krise zeigte sich, dass es vielleicht nicht so schlimm kommen würde wie befürchtet. Die irische Zentralbank hatte die zusätzliche Nachfrage nach Bargeld im März und April vollständig befriedigt, sodass im Mai etwa 10 Millionen Pfund mehr an Banknoten und Münzen in Umlauf waren als gewöhnlich. Der Zahlungsstrom führte zwangsläufig an einigen Orten – im Allgemeinen bei kleinen Ladengeschäften und anderen Einzelhändlern – zu einem Überangebot an Kleingeld und bei anderen – meist Großhändlern und öffentlichen Einrichtungen, die im Lauf ihres Tagesgeschäfts kaum Bargeld einnahmen – zu einem Mangel an selbigem. Die Zentralbank appellierte sogar vergeblich an die staatseigene Busgesellschaft, Bargeld an die Fahrgäste zu verteilen. Aber diese Blockaden im Umlauf von Münzen und Banknoten erwiesen sich als eine relativ geringfügige Unannehmlichkeit.

Dies hing damit zusammen, dass die allermeisten Zahlungen weiterhin per Scheck erfolgten – anders gesagt, durch Überweisung vom Girokonto einer Person oder eines Unternehmens auf

das Girokonto einer oder eines anderen –, obwohl die Banken, bei denen diese Konten geführt wurden, alle geschlossen waren.

In ihrem Untersuchungsbericht über diesen Vorgang wies die irische Zentralbank darauf hin, dass vor der Schließung »etwa zwei Drittel der gesamtwirtschaftlichen Kassenhaltung in Form von Guthaben auf Girokonten vorlag, der Rest bestand aus Banknoten und Münzen«. ³² Die entscheidende Frage lautete daher, ob dieses »Buchgeld« weiterhin in Umlauf bleiben würde. Insbesondere Privatpersonen besaßen im Grunde keine andere Option: Für sämtliche Ausgaben, die über den Bestand an Barmitteln, über den sie bei Schließung der Banken am 1. Mai verfügten, hinausgingen, konnten sie lediglich Schuldscheine in Form von Schecks ausstellen und darauf hoffen, dass diese akzeptiert würden.

Als sich der Sommer hinzog, wurden bemerkenswerterweise weiterhin Geschäfte getätigt und Schecks ausgetauscht, fast so, als wäre nichts passiert. Nur etwas war anders: Keiner der Schecks wurde bei Banken eingereicht. Normalerweise befreit diese Möglichkeit Verkäufer von dem größten Teil des Risikos, das mit Kreditzahlungen verbunden ist: Schecks können am Ende jedes Geschäftstags eingelöst werden. Da das Bankensystem jedoch geschlossen war, waren Schecks bis auf weiteres lediglich Schuld-
anerkennnisse von Privatpersonen oder Betrieben. Verkäufer, die sie akzeptierten, taten dies auf der Grundlage ihrer eigenen Einschätzung der Kreditwürdigkeit des Käufers. Daher bestand das Hauptrisiko im Missbrauch des improvisierten Systems. Da keine Scheckabrechnung erfolgte, gab es prinzipiell nichts, was Menschen davon abgehalten hätte, Schecks über Beträge auszustellen, die sie nicht besaßen. Damit das System funktionierte, mussten die Schecknehmer darauf vertrauen, dass die Schecks der Zahler nicht platzen würden – und dies zu einer Zeit, in der sie nicht genau wussten, wann die Banken wieder öffnen und es ihnen erlauben würden, dies herauszufinden. Die Lon-

doner *Times* verfolgte die Ereignisse jenseits der Irischen See mit Interesse – und im Juli wies sie sowohl auf die außerordentliche Tatsache hin, dass sich offenbar nicht viel verändert hatte, als auch auf die scheinbare Unsicherheit der Lage. »Die verfügbaren Zahlen und Trends deuten darauf hin, dass der Arbeitskampf der Volkswirtschaft bislang nicht geschadet hat«, schrieb der *Times*-Korrespondent. »Dies ist auf eine Reihe von Faktoren zurückzuführen, und die Tatsache, dass Unternehmen bislang mit der gebotenen Umsicht allzu hohe Ausgaben vermieden haben, dürfte ein wesentlicher sein.« Aber könnte dieser Balanceakt weitergehen? »Allerdings besteht jetzt das psychologische Risiko, dass bei Fortdauer des Arbeitskampfs insbesondere kleinere Unternehmen unvorsichtiger werden.«³³

Tatsächlich zeigten sich hier und da Risse. Einen Monat nach der Schließung kam es zu einer panikartigen Reaktion, als einige Viehmärkte ankündigten, sie würden keine privaten Schecks mehr annehmen.³⁴ Im Juli konnte ein Bauer aus Omagh, Nordirland, der zu einer Geldstrafe von 309 Pfund verurteilt worden war, weil er sieben Schweine in die Republik geschmuggelt hatte, diese Strafe nicht bezahlen, weil er kein Bargeld hatte.³⁵ Und im Lauf des Sommers begann die Wirtschaftslobby – ermutigt von den Banken und verärgert über die zusätzlichen Ausgaben, die sie zu tragen hatten, weil sie Wege finden mussten, um die Schließung zu umgehen –, Schauergeschichten in den Zeitungen zu verbreiten, in denen unter anderem behauptet wurde, dass »wegen des Arbeitskampfs bei den Banken die gesamte Wirtschaft von einer sich rasch ausbreitenden Lähmung befallen ist.«³⁶ Aber die von der irischen Zentralbank nach dem Ende der Krise im November 1970 zusammengetragenen Daten und Fakten belegten genau das Gegenteil. Ihr Untersuchungsbericht über die Bankenschließung gelangte zu dem Ergebnis, dass »die irische Wirtschaft über einen ziemlich langen Zeitraum weiterhin funktionierte, obwohl ihre wichtigsten Clearingbanken ihre Geschäftstätigkeit eingestellt hatten«, ja

sogar, dass »die Wirtschaftsleistung [über diesen Zeitraum] weiter zunahm«. ³⁷ Sowohl vor dem Ereignis als auch danach konnte man es kaum glauben – und doch funktionierte es irgendwie: In einem Land, das damals zu den dreißig reichsten Volkswirtschaften der Welt zählte, »ersetzte sechseinhalb Monate lang ein hoch personalisiertes Kreditsystem ohne einen festen Zeithorizont für die abschließende Verrechnung von Soll- und Habenposten das bestehende institutionalisierte Bankensystem«. ³⁸

Als stärkster Hemmschuh dieses ansonsten überaus erfolgreichen Systems erwies sich letztlich die Logistik. Zu dem Zeitpunkt, als sich die Banken und ihre Mitarbeiter schließlich auf einen neuen Lohnabschluss verständigten und die Banken bekanntgaben, dass sie am 17. November 1970 wieder öffnen würden, hatte sich bei Privatpersonen und Unternehmen eine riesige Menge nicht verrechneter Schecks angesammelt. In den Zeitungen wurden Anzeigen geschaltet, die Kunden eindringlich rieten, nicht alle Schecks auf einmal einzureichen, und sie zugleich darauf hinwiesen, dass die Saldierung der Konten mehrere Wochen in Anspruch nehmen könne. Es dauerte weitere drei Monate – bis Mitte Februar 1971 –, bis sich alles vollkommen normalisiert hatte. Zu diesem Zeitpunkt waren nicht verrechnete Schecks über insgesamt 5 Milliarden Pfund, die während der Dauer der Bankenschließung ausgestellt worden waren, zur Verrechnung eingereicht worden. Dies war das Geld, das die Iren selbst geschöpft hatten, während ihre Banken streikten.

Wie erklärt sich dieses scheinbare Wunder spontaner ökonomischer Kooperation? Nach dem Ereignis bestand allgemeines Einvernehmen darüber, dass mehrere Merkmale des irischen Gesellschaftslebens dieses Wunder in einzigartiger Weise begünstigten, nicht zuletzt das berühmteste Merkmal von allen: das irische Pub. Die grundlegende Herausforderung bestand darin, die Kreditwürdigkeit derjenigen zu überprüfen, die mit nicht verrechenbaren Schecks bezahlten. Irland hatte den Vorteil,